

DETLEF HOFFMANN

Schattenboxen bei der Jubelfeier

- Zu einer museumspolitischen Rede des Bundesministers für Bildung und Wissenschaft, Dr. Klaus von Dohnanyi am 29. März 1974 -

Fachzeitschriften nehmen von Festreden - besonders wenn sie nicht von Fachleuten gehalten werden - wenig Notiz. In Köln, zur "Jubiläumsfeier zum 150-jährigen Bestehen des Wallraf-Richartz-Museums" sprach der Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Dr. Klaus von Dohnanyi über das Thema: "Ist 'schön' noch 'relevant'?" Er gab seiner Rede den Untertitel: "Zur gesellschaftlichen Rolle des Museums".

Da in Köln einige Museumsneubauten und Museumsplanungen bevorstehen (Museum für Ostasiatische Kunst, Wallraf-Richartz-Museum, Museum für Kunstgewerbe, Neukonzeption Stadtmuseum), liegt der Verdacht nahe, daß hier konservative Museumsleute pfiffig genug waren, einen sozialdemokratischen Bildungsminister vor ihren Karren zu spannen, damit sie in der zu erwartenden Auseinandersetzung um die Konzeption der neuen Museen gegen die Verfechter einer demokratischen Museumskonzeption einen "demokratischen Sozialisten" setzen können. Man will die "Linken" wenn schon nicht mit ihren eigenen Waffen, so doch mit ihren eigenen Leuten schlagen. Deswegen lohnt es, die Rede des Ministers zur Kenntnis zu nehmen und auf einige Punkte einzugehen¹⁾.

Dohnanyi fragt einleitend, warum gerade er dazu aufgefordert worden sei, die Festrede zu halten. "Die Einladung verdanke ich auch nicht meiner persönlichen Freundschaft mit Gerd von der Osten, sondern wohl der für eine solche Aufgabe eher zweifelhaften Legitimation eines Amtes." Im folgenden skizziert er kurz die Gründungszeit des WRMuseums und sagt: "Die Umwälzungen waren unmittelbare Folgen des technisch-zivilisatorischen Fortschritts: Ich frage mich, ob Wallraf wohl auch Angst hatte vor den durch Verbote und Ordnungsbeschlüsse nur scheinbar gezügelten, im Grunde unbewältigten Kräften der Veränderung - Angst, wie die meisten Menschen heute in unserem

Lande in einer gar nicht so unvergleichbaren Situation? Das Ökonomische hatte ja kaum begonnen, erst weiche Krallen der Omnipotenz zu zeigen, Krallen, mit denen es später das politische und humane Leben ergreifen sollte."

Im nächsten Abschnitt kommt er dann zu seinem Thema: "Der technische Fortschritt, die Ökonomisierung der Gesellschaft und die fatale Folge, mit der wir es zu tun haben: Ich meine die Defensive, in die alles Schöne, Genüßliche und Nutzlose von der Arroganz des Rechenstiftes eines angeblich öffentlichen Interesses gedrängt wird". Gegen die Feststellung "Öffentliche Ausgaben müssen auf die 'gesellschaftlichen Interessen' ausgerichtet sein" stellt er die "offene Einschränkung: diese Interessen zu bestimmen, gibt es keinen verbindlichen Maßstab". Wenn er auch nicht "all denen in den Rücken fallen" wolle, "die in der Kunst die Funktion der Wahrheit und der Kommunikation und im Museum die Rolle der Aufklärung und Erziehung sehen", so formuliert er doch "überspitzt" dagegen: "Wir brauchen Mut zur Irrelevanz, wenn wir überleben wollen. Im Gitter einer ökonomisierten Welt ist Nutzlosigkeit ein handfestes Werkzeug der Befreiung".

Wie schon früher Gert von der Osten²⁾ so setzt sich nun der Bildungsminister mit Marcuses Aufsatz "Über der affirmativen Charakter der Kultur" von 1937 auseinander³⁾. Er versucht mit diesem Aufsatz die antiautoritäre Bewegung der späten sechziger Jahre zu beschreiben, um dagegen eine (heutige) politische Arbeit abzusetzen: "Da wurde wieder von straffer Disziplin und Organisation vereinnahmt, was für den politischen Kampf geeignet und ausgeschieden, was ungeeignet erschien. Malerei, Grafik, Bildhauerei - alles das schneiderten die Gegner der freien, zwecklosen Phantasie maßgerecht dem politischen Kampf zu".

Gegen den "Marcuse der dreißiger Jahre und seine kunstkritischen Gefolgsleute zu Beginn der siebziger Jahre" verteidigt der Minister, "daß das Schöne eine eigene Wahrheit und eine eigne Wirklichkeit und damit auch eine eigene Wirkung hat", und er steigert sich zu den Kernsätzen: "Kunst war immer die Kehrseite sogenannter gesellschaftlicher Wirklichkeit. Sie be-

steht überhaupt nur, wenn sie sich von der Nachahmung der Natur löst, um eine eigene künstlerische Wirklichkeit zu begründen". Die kunstgeschichtlichen Beispiele, die der Minister zitiert, heißen: Mondrian, Miro, Duchamp und Schwitters.

Dohnanyi fordert dann, daß Kunst "gegenüber Ideologie und Politik eine eigenständige Stellung bewahren" müsse. "Ihre Ausdrucksmittel, Farbe, Rhythmus, Struktur, Symmetrie und Asymmetrie, Harmonie und Disharmonie sind unideologisch. Kunst kann nicht, um einen wie auch immer beschaffenen Gesellschaftsbezug herzustellen, sich ihrer eigentlichen Funktion entziehen. Kunst ist Kommunikation, die über den banalen Kausalzusammenhang hinausgreift, eine Kommunikation mit ästhetischen Mitteln. Widersteht der Künstler nicht der vordergründigen Verbalisierung und Intellektualisierung, wird seine Kunst langweilig und banal." Die "gesellschaftliche Relevanz der Kunst", so stellt der Bildungsminister etwas später fest, bestehe darin, "den Menschen aus der Dimension des lernenden Erkennens in die Dimension des erstaunenden Erkennens zu entrücken".

C.P.Snows These vom "Konflikt zweier Kulturen: Der literarisch-künstlerischen und der naturwissenschaftlich-technischen" macht Dohnanyi dann zur Grundlage seiner weiteren Ausführungen. Die literarisch-künstlerische Kultur kämpfe "ein fast hoffnungsloses Rückzugsgefecht". Mit einem Zitat der Kulturkritikerin Susan Sonntag kommt er zu dem Schluß, daß es "Sinneswahrnehmungen, Gefühle, die abstrakten Formen und Stile" sind, die das Bewußtsein relevant erweitern. "Als Abwehr gegen die erdrückende Umarmung durch eine naturwissenschaftlich-technische Welt."

Mit der Spielerei aus dem Titel der Rede fährt der Minister dann fort, seine These, "daß das Schöne, das Ästhetische gerade dort relevant ist, wo es ohne eindeutigen, vordergründigen gesellschaftlichen Bezug ist", weiter zu entfalten. Das "Schöne" bezeichnet er als "die dritte, vernachlässigte Dimension in der Bildung - neben Fakten und Fähigkeiten, den Götzen unseres heutigen Erziehungsideals".

Die Folgerungen des Bildungsministers: Das Museum müsse Kunst so präsentieren, "daß der Rundgang Spaß macht und nicht

zu einer Pflichtübung in Sachen Bildung wird". "Besucher im Museum sollten nicht in erster Linie einen Lerndruck verspüren, sondern Vergnügen".

Er schließt mit dem Wunsch, das WRMuseum möge bleiben, was es 150 Jahre gewesen sei: "Ein Beweis für den Nutzen des wirtschaftlich Nutzlosen, für die Relevanz des Schönen"⁴⁾.

Die Rede des Ministers hat ihren geplanten Stellenwert in der museumspolitischen Diskussion der letzten Jahre. Die Krise "des Museums" wird allerdings schon lange beschrieben⁵⁾, nicht erst seit den letzten Jahren. Eine inhaltliche Diskussion ist schwer zu führen, da die einzelnen Museumswissenschaftler kaum über gutgemeinte Absichtserklärungen hinauskommen⁶⁾.

Daran änderten auch die Diskussionsbeiträge auf dem Alternativprogramm des Kunsthistorikertags 1972 in Konstanz nichts⁷⁾. Die Auseinandersetzung verschärfte sich erst zu nervöser Geiztheit, als in Frankfurt mit dem Historischen Museum ein demokratisches Museumskonzept auch Realität wurde⁸⁾. Die Tagung des Deutschen Museumsbundes 1973 in Berlin hatte die Diskussion des Frankfurter Modells begonnen, jedoch erst die Tagung 1974 in Frankfurt selbst führte zum Eklat⁹⁾. Zwei der drei Referenten zum Thema "Das Museum in der Gesellschaft" konzentrierten sich in ihrem Beitrag auf das "Historische Museum". Es schien, als ob dieses Museum der einzige - wenn auch kontroverse - Beitrag zum Thema sei.

Theoretisch war die Problematik des "Lernmuseums" schon länger Gegenstand der Erörterung. Martin Scharfe hatte mit einem fundierten Referat das "Lernmuseum" auf dem Kongreß "Perspektiven musealer Sammel- und Darbietungspraxis"¹⁰⁾ vorgestellt. Die folgende Erörterung blieb an der absurden Alternative Lernen - Genuß bzw. kognitive - sensitive Vermittlung hängen. Auch die Tagung des "Deutschen Museumsbunds" in Frankfurt war in ihren Diskussionen von dieser Alternative geprägt; die Mehrheit der Kollegen entschied sich deutlich gegen das "Lernen", für den "Genuß". Dieser hedonistischen Haltung neigt auch der Minister in seiner Festrede zu¹¹⁾. Das Erstaunliche dabei ist, daß es sich hier nicht um originelle Lebenskünstler handelt, sondern um Wissenschaftler, die doch gelernt haben sollten, daß

Erkenntnis nun mal mit einer Mühe verbunden ist, die man Lernen nennt. Erstaunlich bleibt weiter, daß für alle, die diese Alternative akzeptieren, "Lernen" und "Genuß" Gegensätze sind. In einer Fernsehdiskussion über das "Museum heute"¹²⁾ forderte der Journalist Ruttmann die Museumsleute auf, doch ihre Besucher teilhaben zu lassen an dem Vergnügen, das sie alle sich gönnten: der Forschung, der Befriedigung einer Neugier. Auch für einen "Minister für Bildung und Wissenschaft" wäre die Erfahrung nutzbringend, daß "Lernen" ein "Genuß" sein kann.

Unmöglich wird dieser vom Minister propagierte Hedonismus für denjenigen, dem all das fehlt, woraus er sein "Glück" oder "Vergnügen" zieht. Er wurde unter Verhältnissen groß, die die Grundlagen für sein "Vergnügen" schufen. Einem Bildungsminister hätte es wohl angestanden, Vorschläge zu machen, wie diejenigen, die die Werte - etwa der Kölner Sammlung Ludwig - erarbeitet haben, auch die Impulse, die nach Meinung des Ministers von den Kunstwerken ausgehen, erhalten können. Dann wäre er auch nicht auf den Leim einer Ästhetik gegangen, die schon für ein kunsthistorisches Anfangssemester so zu unwissenschaftlich wäre.

Zu klären wäre zu Beginn einer Rede, die sich "zur gesellschaftlichen Rolle des Museums" äußern will, daß nicht das Museum, sondern lediglich ein Museumstyp: die Bildergalerie, bestenfalls das Kunstmuseum, gemeint ist.

Nach dieser Einschränkung wäre eine Offenlegung des eigenen "Kunstbegriffs" zu erwarten gewesen. In diesem Zusammenhang hätte man gerne erfahren, was nun "das Schöne" ist. Dann wäre deutlicher geworden, wessen Relevanz erörtert wird. Die einzigen Hinweise auf "das Schöne" sind seit spätestens Wölfflin benutzte Begriffe für Organisation von Bildflächen. Namen wie: Miro, Mondrian, Schwitters, Duchamp sind Hinweise darauf, was der Redner für "schön" hält; in "vielen modernen Kunstarten" würde dies "deutlicher als in den Altarbildern des Wallraf-Richartzmuseums". In diesem Zusammenhang fällt auch der Hinweis auf die "eigene künstlerische Wirklichkeit", die den Minister in die Nähe von Heideggers "Ursprung des Kunstwerks" bringt¹³⁾.

Eine weitere Klärung, die zu Beginn eines Referats stehen

muß, das über das Kunstmuseum und die Gesellschaft handeln will, betrifft den Gesellschaftsbegriff des Redners. Ein Minister, der "selbst immer wieder gefordert" hat, "öffentliche Ausgaben müssen auf die 'gesellschaftlichen Interessen' ausgerichtet sein", stellt sich ein Armutszeugnis ohne gleichen aus, wenn er feststellt, daß er für diese Ausgaben (die er ja auch in dem Etat seines Ministeriums zusammenstellt) keinen "verbindlichen Maßstab" habe. Schließlich gehört dieser Minister einer Partei an, und diese Partei hat in einem 1959 in Bad Godesberg geschlossenen Programm Aussagen dazu gemacht, was sie als "Grundforderungen für eine menschenwürdige Gesellschaft" vertritt. Und der Auftrag der Wähler an diese Partei verbietet es dem Minister, aphoristisch diese Grundforderungen ins Unverbindliche zu schieben.

Die Erörterung des eigenen Gesellschaftsbegriffs hätte vielleicht auch Vokabeln wie "Ökonomisierung", "ökonomisierte Welt" oder "totale Ökonomisierung" geklärt. Meint er damit vielleicht, daß Interessen der Privatwirtschaft unser gesamtes Leben bestimmen, meint er damit auch, daß diese Interessen als Gewinnstreben bezeichnet werden können? Meint er damit vielleicht so etwas, wie wir es unter dem Namen "Ölkrise" erlebten? Und glaubt er dann tatsächlich, daß "zur Befreiung" aus dieser "ökonomisierten Welt" "Nutzlosigkeit" ein "handfestes Werkzeug" ist¹⁴).

Ähnlich bedrohlich wie "das Ökonomische" ist die "naturwissenschaftlich-technische Welt". Hiergegen setzt Dohnanyi die "eigene Kreativität", die "Kunst" uns "geben" könne. Über "Kreativität" gibt es eine breite Forschung; verschiedene Positionen schließen sich gegenseitig aus. Was ist gemeint?

Beängstigend ist jedoch der Exkurs in die Geschichte. Die "Verbote und Ordnungsbeschlüsse" in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts sind doch die Karlsbader Beschlüsse, und die "im Grunde aber unbewältigten Kräfte der Veränderung" sind die demokratischen Bestrebungen, die das System Metternich niederhielt: die Forderungen nach Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, allgemeinem und gleichem Wahlrecht, gesamtdeutschem Parlament. Und was ist nun "heute in unserem Lande" zu benennen, was die "Situation" gar nicht "so vergleichbar" macht? Will sich

der Minister gegen Demokratisierungstendenzen aussprechen? Gegen Mitbestimmung im Bildungsbereich? Gegen eine Arbeit für Chancengleichheit? - Und was entspricht heute den Karlsbader Beschlüssen?

Die Diskussion um die Ästhetik zu führen, ist hier nicht der Ort, die Rede auch nicht der rechte Anlaß. Es geht hier um Museumspolitik, und zwar um eine programmatische Rede in einer Stadt, in der Museumsneubauten bevorstehen. "Fakten und Fähigkeiten" seien "Götzen" unseres "Erziehungsideals". Diese "Götzen", daran sei der Minister erinnert, finden sich auch im Grundsatzprogramm seiner Partei: "Ein modernes Bildungswesen für Erwachsene muß Gelegenheit geben, Wissen, Urteilsvermögen und Fähigkeiten auch nach Beendigung der Schulerziehung zu erwerben und zu vertiefen, die für mitverantwortliches Handeln im demokratischen Staat unentbehrlich sind". Das "Lernmuseum" liegt in der Konsequenz dieses Bildungswesens.

In der künftigen museumspolitischen Diskussion ist jeder schlecht beraten, der zu seiner Legitimation auf die Rede über die Relevanz des Schönen verweist.

Anmerkungen:

- 1) Mir liegt der "unkorrigierte Entwurf" der Rede vor. Nach Aussagen von Zuhörern ist dieser Entwurf mit der endgültig gehaltenen Rede im wesentlichen identisch. Sollten einzelne Passagen, entgegen der mir vorliegenden Information, noch geändert worden sein, und träfe damit ein Teil meiner Kritik nicht zu, so würde ich dies gerne zur Kenntnis nehmen.
- 2) Gert von der Osten: Das Museum für eine Gesellschaft von morgen, Köln 1971, S. 65 f.
- 3) in: Herbert Marcuse: Kultur und Gesellschaft I, Frankfurt 1965, S. 56-102.
- 4) Es ist in unserem Zusammenhang unwichtig, daß wahrscheinlich ein Referent die Rede gemacht hat. Indem er sie verliest, zeichnet der Minister verantwortlich.
- 5) z.B. 1919 in dem Sammelband: "Die Kunstmuseen und das deutsche Volk", herg. von Deutschen Museumsbund, München.
- 6) Vergleiche etwa G.Bott (Hrg.): Das Museum der Zukunft, Köln 1970.
- 7) z.B. AG Bonn-Frankfurt: Überlegungen zur Reformdiskussion

des Museums, Paper vom April 1972 oder AG Frankfurt in UV/
KSK: Zur Analyse des Dürer-Studios, Frankfurt 1972.

- 8) Siehe Hoffmann/Junker/Schirmbeck: Verwertete Geschichte - oder: Ein Museum der demokratischen Gesellschaft, Steinbach (Anabas) 1974 (im Druck).
- 9) Vgl. Beaucamp in der FAZ, 19.3.1974; Leserbrief FAZ 1.4.1974.
- 10) Kongreß: Perspektiven musealer Sammel- und Darbietungspraxis - Geschichte und Problematik des "Volkskundlichen" in Kulturhistorischen Museen, Frankfurt 4.4. - 6.4.1973; die Referate werden publiziert.
- 11) Vgl. Herbert Marcuse: Zur Kritik des Hedonismus, in: Kultur und Gesellschaft, I, Frankfurt 1965, S. 128-169.
- 12) Hessischer Rundfunk, 3. Programm, 14.3.1974.
- 13) Martin Heidegger: Der Ursprung des Kunstwerkes, Stuttgart 1962, bes. S. 38 ff.
- 14) Vgl. zu dieser Problematik: Detlef Hoffmann/Valentin Merkenbach: Politische Dichtung und die Ästhetik ihrer spätbürgerlichen Verächter, in: Diskussion Deutsch, 9, 1972, S. 224-247.